

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 140.

Montag, 18. Juni.

1928.

(12. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Hainz Alfred von Boern.

(Nachdruck verboten.)

6. Kapitel.

In dem weißen, weichen Hauskleid mit einer halb verschlossenen Rose am Gürtel und als einzigen Schmuck eine Hirshakenbroche sah Hertha entzückend aus. Etwas Frisches, Sonniges lag über ihrer Erscheinung, und mit heimlichem Stolz betrachtete Graf Albert sein Kind, wie sie ihrer Mutter glich.

Das Kaffeegeschirr war abgeräumt, und nun hatte das junge Mädchen eine Handarbeit vorgenommen, aber wieder und wieder schweiften ihre Blicke über die Stickerie hinweg nach der Kastanienallee. Ob er wohl Worte halten und kommen würde?

Endlich, das Rollen von Nähern, gedämpfter Hufschlag, Hertha tat, als hätte sie nichts gehört, aber Graf Steinrück blickte von seiner Zeitung auf.

Aha, — Lühe! — Er ist es doch? Sieh' mal nach, Mädel!"

Das junge Mädchen trat ans Fenster, ein Zug der Enttäuschung flog über ihr Gesicht.

"Nein, Väterchen, es ist der Demminer, ich will gleich der Mamzell noch Kässer und Gebäck herausgeben!"

"Aber so bleib' doch, Hertha, Siebenschuh kann ja die Schlüssel mitnehmen!"

Doch sie war schon zur Tür hinausgehuscht und eilte leichtfüßig die nach den Wirtschaftsräumen führende Wendeltreppe hinunter.

Graf Kurt, er sah wieder einmal aus, als wolle er für seinen Schneider Nellame machen, ging dem alten Herrn entgegen:

"Aber bitte, lieber Onkel, behalte doch Platz, darf ich mich nach deinem Besinden erkundigen?"

Graf Albert lächelte spöttisch, die Modefexerei seines Neffen war ihm von jeher zuwider gewesen.

"Naun, jo heiterlich?"

Der Demminer streifte seine knallgelben Glasschuhe ab und riebte den Hals, daß der sechs Zoll hohe Kragen knackte.

"Allerdings, hm, und ich möchte dich bitten, mir eine Unterredung unter vier Augen zu bewilligen!"

"Das klingt ja ganz gefährlich, lieber Kurt, hast du doch beim Zeu gehabt und willst mich anpumpen? Aber sprich dich nur aus, Hertha kann ja wohl hören, was du mir zu sagen hast?"

"Gerade das möchte ich vermeiden, wenn du vielleicht die Güte haben wolltest — — —"

"Ich jo! — Ach jo!" der alte Herr schien zu begreifen, dann klingelte er.

"Siebenschuh, jag' Er meiner Tochter, daß wir für die nächste Viertelstunde ungestört zu sein wünschen, ich würde sie dann rufen lassen."

Der Alte schloß leise die Tür, aber kaum war er draußen, so tat er etwas, was eines gräßlichen Kammerdieners durchaus unwürdig war, denn er schnitt eine regelrechte Grimasse und brummelte ziemlich deutlich: "Tänu man, min Jung', för jön lackierten Affen is auf Komischchen doel to schad!"

Graf Albert griff stöhnend nach seinem mit dicken Manschbinden umwickelten Bein.

"So, na, dann schieß' mal los!"

Kurt räusperte sich.

"Hm, — ja, — also, — die Sache ist nämlich die, lieber Onkel, — ich bin nun schon fünfunddreißig, — hm, und, — und Demmin braucht doch eine Herrin, — das große Haus, — die vielen Leute, — du wirst verstehen, — und da, — da habe ich an Hertha gedacht!"

"J, nu' nee", der alte Herr tat ganz überrascht, "das ist ja hübsch von dir, mein Junge, hast du denn schon mit dem Mädel gesprochen?"

"Nein", der junge Mann machte sein offiziellstes Gesicht, "nein, das wäre meiner Ansicht nach nicht korrekt gewesen, ich wollte mich erst deiner Zustimmung als Vater versichern."

"Freut mich, aufs, verflucht, diese verdammte Hinterpfote, entschuldige, bitte, aber wenn du erst mal siebzig bist und das Podagra in den Knochen hast, — ja, was ich sagen wollte, es ist also sehr nett, daß du zuerst zu mir kommst, obwohl, ich hab's seiner Zeit umgelehr't gemacht, na, das ist Geschmadssache."

"Du würdest also gegen meine Person als Schwiegerjohn nichts einzuwenden haben?"

"Nee, obwohl, du feust'n bißchen heftig, und den ollen Schmachtscherben im Duge würde ich dir schleunigst abgewöhnen, wenn ich deine Frau wäre, aber ich soll dich ja nicht heiraten!"

Graf Kurt machte ein süßsaures Gesicht.

"Demnach legst du meiner Werbung nichts in den Weg?"

"Au! — Himmelsakrament, — nein, — dies niedrige Reichen, — einen guten Rat gebe ich dir, trink' nie Rotsporn, es is ein Deuwelszeug, und der olle Busch hat recht:

"Ich warne dich als Mensch und Christ:

"D hütet dich vor allem Bösen,

"Es macht Pläster, wenn man es ist,

"Es macht Verdrüß, wenn man's gewesen!"

"Ich trinke überhaupt nicht, höchstens bei Gesellschaften ein Glas Sekt."

"Ach nee?! Aber sonst bist du doch ganz normal?"

"Der Alkohol ist der größte Vollseind, ein Gist, das entzündlich wirkt, Körper und Geist zugrunde richtet — — —"

"Merkt man mir's sehr an?!"

"Verzeihung, lieber Onkel, — ehem, — ich sprach nur im allgemeinen, du wirst doch nicht etwa glauben — —"

"Schon gut, ich mache nur Scherz, um also auf bejagten Hammel, — nee, ich meine, um auf Hertha zurückzukommen — , ich glaube, das Mädel steht im Garten, wie gesagt, sie ist in ihren Entschlüsse ganz unabhängig, meinen Segen hast du, sprich am besten mit ihr selber!"

Der Demminer erhob sich steif wie ein Stock.

"Dann werde ich von deiner gütigen Erlaubnis Gebrauch machen und meinen Antrag mündlich anbringen!"

"Weidmannsheil, wenn du Siebenschuh siehst, ich' ihn, bitte, mal her!"

„Gern, lieber Onkel!“

Friedrich Wilhelm Siebenstuh stand in der Halle und puhzte das Silberzeug.

„He, Sie da!“

Der Alte drehte sich um.

„Der Herr Graf wünscht Sie! Haben Sie die Gräfin Hertha gesehen?“

„Zawohl!“

„Na, wo ist Sie denn?“

„Da!“ Siebenstuh beschrieb mit dem Arm einen halbkreisförmigen Bogen, „irgendwo im Garten!“ „Törichter Mensch!“ brummte Kurt lippeschüttelnd.

Seit zehn Minuten vergnügte sich Hertha damit, in der Jasminlaube den Sperlingen Brotkrumen vorzuwerfen und zuzusehen, wie sich die gesiederten Gassenjungen um jeden Brocken balgten.

So verkiest war sie in ihre Beschäftigung, daß sie es ganz überhörte, als sich auf dem Kies des Gartenweges Schritte näherten.

Plötzlich schreckte sie zusammen, ein Schatten fiel über den Eingang, die Sperlinge stoben schimpfend auseinander, und — — —

Jochen von der Lühe stand vor ihr.

„Guten Tag, Gräfin, ich bin zu Fuß gekommen bei dem Prachtwetter, aber fehlt Ihnen etwas, Sie sehen ja ganz blaß aus?“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf.

„Guten Tag, Herr von der Lühe, verzeihen Sie nur, ich — — ich — — wir haben nämlich Besuch, — mein Vetter Kurt, — er ist drinnen bei Väterchen, und ich — — ich — — sie wurde dunkelrot und blieb ihn wie hilfesuchend an.

„Aha, ich verstehe,“ Jochen lächelte und setzte sich ohne weiteres neben Hertha. „Sie sind ausgerissen, was?“

„Hm! Zawohl!“ nickte sie: „Ich kann den Menschen nicht ausstehen, und wie er heute ankam, im Frack, mit 'ner Gardenia im Knopfloch und dem gräßlichen Monotol, der personifizierte Heiratsantrag!“

Lühe piff leise durch die Zähne.

„So, so, da wird er wohl bald auf der Bildfläche erscheinen, na, — unter diesen Umständen möchte ich nicht weiter stören,“ er stand auf, „darf ich bitten, Ihrem Herrn Vater meine Empfehlungen — — —“

„Ah, Jochen, — Herr von der Lühe, — — ich, — ich — bleiben Sie doch ruhig hier!“

In seinen Augen sprühten tausend Kobolde.

„Wie Sie befahlen, aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß es höchst unpassend ist, wenn wir hier gemütlich beisammen sitzen, während droben Herr Graf Steinrück-Demmin um ihre Hand anhält, auch ist es mir neu, daß ich Verwendung als Schuhmittel gegen unliebsame Freier finde.“

„Sie sind ein abscheulicher Mensch!“

Jochen verbeugte sich.

„Sehr verbunden, aber darf ich mich erkundigen, wie Ihnen das kleine Abenteuer von neulich bekommen ist?“

Nun lachte sie schon wieder.

„Ausgezeichnet, doch ich glaube, wenn Väterchen nicht selbst zu Ihnen gefahren wäre, würden wir Sie noch nicht so bald zu sehen bekommen haben.“

Er wurde plötzlich ernst.

„Legen Sie denn solchen Wert auf meine Gegenwart?“

Sie sah an ihm vorbei.

„Wissen Sie das nicht?“

Da beugte er sich vor.

„Hertha, es sind nur wenige Stunden vergangen, da stand ich draußen im Wald, und hart an meinem Kopf piff die Kugel eines Wilders vorbei, zwei Zoll weiter nach rechts und — — —“

„Um Gottes willen!“

Er griff nach ihrer Hand.

„Ich veranschlage den Wert meines Lebens nicht allzu hoch, aber eines möchte ich gerne wissen, würde es Ihnen ein klein wenig leid getan haben, wenn — — —“

„Jochen! — Ach, Jochen, ich, — ich wäre ja nie im

Leben wieder froh geworden!“ Und nun weinte sie, so halslos, so bitterlich, wie ein Kind.

Leise legte Lühe seinen Arm um ihre Schultern.

„Hertha! Liebe, liebe, süße, kleine Hertha, ist es denn wahr, hast du mich ein klein wenig lieb?“

„Jochen!“ sagte sie noch einmal unter Tränen lächelnd und zu ihm aufblickend.

„O, du lieber, dummer Jochen, weißt du das noch immer nicht?“

Es mochte wohl an den engen räumlichen Verhältnissen liegen, daß sich ihre Lippen berührten, wieder und immer wieder, bis plötzlich etwas an Herthas Kleid zog und geriss:

„Krrr, — waff!“

„Knieper? o, Knieper, — willst du wohl!“

Aber der Dackel bekam einen Raser und tollte herum, daß der Kies spritzte.

„Ja, nun müssen wir wohl deinen Vater aussuchen!“ meinte Lühe, den Hut aufsetzend, „er wird ja vermutlich auf ein Brautpaar gesetzt sein, wenn auch in der Rolle des Bräutigams eine kleine, nicht ganz programmäßige Aenderung eingetreten ist!“

(Fortsetzung folgt.)

Weibliche Vierzeiler.

Mit Farben bedecken sich gern die Wilden,
Anstatt mit Leinen oder Kattun.
Es leben Frauen in unseren Gefilden,
Die nahezu das Gleiche tun.

Zwei Dinge gehen über die Kräfte,
Man kommt nicht vorüber, — sonderbar:
Die Ladenfenster der Hutmärkte,
Sowie das 39. Jahr.

Von Scheidung hört man nicht gern sprechen, —
Die Frau vermeidet sie mehr, als der Mann.
Brücken hinter sich abzubrechen,
Ist nicht so schlimm, wenn man schwimmen kann.

Im bunten Kartenspiel des Lebens
Verlor so manche Frau zuletzt,
Weil sie betört Herz-Ah vergebens
Als stärksten Trumpf aufs Spiel gesetzt.

Warum fragt jede Frau so oft den Mann
Ob er sie liebt, ob nichts die Liebe raubt...
Er wiederholt, weil er nicht anders kann,
Das „Ja“ so oft, bis er es selber glaubt.

Wenn ihre Fesseln etwas stärker werden,
Wenn sie die Fältchen an den Augen zählt,
Erkennt der Mann, — das ist der Lauf der Erden, —
Das seiner Frau die Seele fehlt.

Sei klug und schlau! Vermeide es zu jeder Zeit,
Dass einen Grund zu klagen hat der Mann.
Denn eine andre wartet auf Gelegenheit,
Dass voll Verständnis sie ihn trösten kann.

Nicht Salomo allein war, wie man weiß,
Mit vielen Frauen seines Lebens froh
In jedem Mann, ob Jungling oder Greis,
Steckt etwas drin vom König Salomo.

Bd. I.

In Esti — wenn der Faulbaum blüht . . .

Von Karl Ferdinand Rudolph.

Die alte Hansestadt Reval liegt im Sonnenglanz. Weit hinaus leuchten die goldenen Kreuze von St. Olai, St. Nikolai und der Alexander Newski Kathedrale.

Heiß brennt die Sonne auf den finnischen Meerbusen. In den Gärten, auf Feldern und in den Wäldern ein Grün, so frisch, so prächtig, wie es nur der Frühling schafft. Die Kirschbäume steden ihre kleinen weißen Blütenköpfchen zaghaft hervor. Nur die alten Eichen ragen noch mit kahlen Ästen zum blauen Himmel. Aber — der Faulbaum blüht!

— Er blüht!

Junge hübsche Estimädchen mit ihren großen, blauen

Augen, ihrem hellblonden Haar und dem zarten, fast weißen Teint, promenieren in leichten Sommerkleidern im Dünenstrand von St. Brigitten. Die flinken kleinen Küstendampfer haben ihr Winterquartier verlassen und führen ihre Gäste durch den Sonnenglast des funkelnden Meeres zum Dünenstrand. Auf dem Brigittenflus schießen welche Paddelboote durch glitzernde Perlenwellen. Vögel singen in dem jungen Grün der Bäume. Frühling — Frühling —, überall, auch hier im hohen Norden.

Plötzlich wandelt sich das blinkende Sonnengold. — Es wird matt. — Über den blauen Himmel ziehen weiße Wolken. — Die Wellen der Ostsee rauschen auf. — Und eisigkalt weht es aus Nordost. — Die stillen Menschen auf den Straßen sehen sich bedeutungsvoll an, und — knöpfen die Röcke fester zu. „Ja — der Faulbaum!! — Wenn er blüht, — dann kommt es noch einmal eisigkalt von dem Ladogasee und mahnt an das große Land im Osten, von dem der kleine Freistaat Esti vor gar nicht langer Zeit ein Teilchen war. Nur ein kleines Teilchen.“

Und nicht gerade freundlich blitzen die blauen Estenäugen, wenn sie von dem großen Nachbar im Osten sprechen.

An den breiten Fensterläden rüttelt der Sturmwind. Kalt weht es herein in die Holzhäuser der Vorstadt, die im Sonnenchein so freundlich aussehen, wie die Häuschen in den deutschen Seebädern.

Auf dem russischen Markt wideln sich die dicken Bärtinnen fester in ihre großen Tücher. In den Mähnen der kleinen Finnenvorstädtchen zaust der kalte Nordost. Geduldig stehen sie da, wie immer. Aber unwirsch zuckt es doch zuweilen über ihr dikes Fell, „Frühling ist es doch, — und so kalt?“ — „Ja, wenn der Faulbaum blüht —“ denkt ihr Herr, der Estenbauer im kleinen Marktwaren und stellt seine Füße tiefer ins Stroh. Er liegt und wartet, bis seine Laida, Kai, Ingel oder Lehna ihre Waren abgesetzt und sie wieder zurückfahren können nach Rahumägi, Nõmme, Järve und Pästüll, oder wie sie heißen mögen, die Dörfer im Estenland.

Über die Vorstädte hinweg dringt der kalte Nordost hinein in die winkligen Straßen und Plätze der einstigen Hansestadt Reval, die heute als Tallinn die Hauptstadt der freien Republik Esti ist. Er rüttelt und schüttelt an den alten deutschen Patrizierhäusern auf der Lai —, der Harju —, der Viru —, der Pikklinnav. — Unwirsch rauscht es in den beiden alten Linden vor dem Hugelchen Haus in der Lai tännav. „Als der große Peter hier unter uns seinen Rausch ausschlief, wurde er nicht gestört durch dich kalten Gaß aus seinem Russland.“ „Dann hat damals eben der Faulbaum noch nicht geblüht“, antwortet prustend der Nordost, und streicht um den „Kiel in de Koöl“, den „Langen Hermann“, um die alten Stadtmauern, die einst alte deutsche Ritter mit dem schwarzen Kreuz auf dem weißen Mantel Ausschau halten sahen über Land und Meer. Die festen Mauern und Türme trocken dem Nordost wie sie ihm in Jahrhunderten standgehalten, die sie kommen und gehen sahen. Neugierig lauschen sie nach der blauschwarzweißen Estifahne, die sich hoch oben auf dem Domberg über dem Parlamentsgebäude zausen und zerrren lassen muß. So hörten wir den Danebrog, so die Standarte Livländischer Ordensmeister, so Schwedens blauweiße Fahnen, und des Moskowites Doppeladler über uns wehen. Ist Blau-schwarzweiß nun der Beginn einer neuen glückhaften Zukunft unseres Landes?“

Und weil der Nordost fühlt, an den alten Mauern muss er sich doch den Kopf eintrennen, zieht er weiter. Dort die vielen Kirchen mit ihren Türmen und Kuppeln sollen es wieder einmal spüren, was Nordost bedeutet, wenn der Faulbaum blüht. — Aber gar ruhig und klar klingt es Antwort aus den alten Glocken der Kirchen. „Wieviel Stürme tobten um uns, und immer noch wird Luthers Lehre in uns gepredigt, ob deutsch — ob estnisch — ob schwedisch. Das Reich muss uns doch bleiben.“ Nur dort, wo die Alexander Newski Kathedrale weit hinausschaut mit ihren goldenen Kuppeln, klingt es wie Zagen und Zweifeln aus Glockenstimmen, die einst herrisch hier oben geboten. Wie Sehnsucht klingt es nach versunkener Macht und Herrlichkeit. Und wie ein Frösteln geht es durch den stolzen Bau. „Wie kannst du quälen, du Wind, der du von Osten kommst. Was wird werden aus Mütterchen Russland, was aus uns hier im fremden Land?“ —

Über für Klagen hat der Nordost keine Zeit. — Nur kurz bemessen ist seine Frist, wenn der Faulbaum blüht. Und er möchte doch rumoren nach Herzenglust. Halt! Dort der alte Bau mit dem Mohrenkopfe an seinen Wänden und Türen. Aber ruhig blickt ihm das deutsche Schwarzhaupterhaus in seine wilden Augen. „Wir erlebten dich, und die Zeit des Faulbaumblühens doch oft genug, und stehen fest heute wie vor 500 Jahren.“

Da begreift der Nordost, dass sein Mühen zwecklos ist.

— Mütterlich wandert er dorthin zurück, woher er gekommen, und überlässt dem Frühling Stadt und Land.

Und bald singen wieder weiche, helle Estenstimmen von Kalemipoeg, von Lindanissa, der Stadt im Lande der Neveler, und längst verklungenen Sagen. — —

Herkulaneum.

Von Professor Dr. Walter Bombe.

Das grausame Schiffwrack, das die nach alter Sage von Herkules selbst gegründete Stadt am Kratergipfel von Neapel im August des Jahres 79 n. Chr. heimsuchte, hat sich nicht in der gleichen Weise vollzogen wie in dem benachbarten Pompei. Während dieses durch einen Aschen- und Vulkangeisteinregen verschüttet wurde, ist Herkulaneum durch einen Auswurf vulkanischen Schlammes, der sich in breiter Welle vom Krater des Vesuv herabwälzte, augenblicklich gegangen. Es dauerte drei Tage, bis diese zähe Masse Herkulaneum erreichte. Dieser Umstand und die Nähe des Meeres ermöglichen den Einwohnern, sich selbst und ihre Wertgegenstände in Sicherheit zu bringen. Der größte Teil der Funde, die bisher in Herkulaneum gemacht wurden, stammt aus einer großen Villa vor der Stadt, die gerade zu der Zeit, als das Unglück sich ereignete, wieder hergestellt wurde, und aus zwei öffentlichen Gebäuden, dem Theater und der sogenannten Basilika, also aus Bauwerken, die in einem Augenblick allgemeiner Verwirrung, in dem sich zunächst der Selbstbehaltungstrieb regte, weniger leicht geräumt werden konnten, als die Bürgerhäuser, von denen diejenigen am Südende der Stadt, am Bico del Mare, das zum Meere und zum Hafen führt, nur geringe Ausbeute an Funden lieferen, also wohl größtenteils vorher schon geräumt und verlassen worden waren.

Was aber dort gefunden wurde, das überrascht durch den geradezu vollkommenen Erhaltungszustand. Diese Masse von lauwarmem vulkanischen Schlamm, der rasch erhärtete, ist überall durch die Innenräume, die Fenster und die Türen eingedrungen, ohne an Marmor, Stuck, Wandgemälden und Bronzen irgendwelchen Schaden anzurichten, weil er alles luftdicht abschloss. Nach Herkulaneum sind auch nicht, wie nach Pompei, die geretteten Einwohner wieder zurückgekehrt, um ihr Eigentum herauszuholen, sondern alles ist unter der festen Decke so geblieben, wie an dem Tage, als die Stadt zugrunde ging. Während es in Pompeji selten vorkommt, dass man bei den Ausgrabungen auf ein völlig unberührtes Haus stößt, war Herkulaneum so tief vergraben, dass man die Stadt vielleicht niemals wieder aufgefunden haben würde, wenn nicht durch Zufall im Jahre 1711 einige Bauern beim Graben eines Brunnens in der Unterstadt von Resina in einer Tiefe von achtzehn Metern die Marmorstatuen eines Herkules und einer Matrone neben Säulenresten von Alabaster und Giallo Antico entdeckt hätten. Hierdurch erfuhr der österreichische General Fürst Elben, der sich damals in der Nähe eine Villa bauen ließ, und danach auch der König beider Sizilien, der gerade in Portici seine Villa bewohnte. Beide ließen Ausgrabungen veranstalten, die zur Entdeckung des Theaters führten, aber die grobe Härte der zu Stein gewordenen Verschüttungsmassen erschwerte die Arbeit sehr. Nur mittels Stollen und unterirdischen Gängen war es möglich, an die antiken Bauwerke heranzukommen, und wegen der darüber stehenden Häuser von Resina mussten Stützfeiler stehen bleiben.

Ausgrabungen größerer Stiles begannen erst 1738 nach der Thronbesteigung König Karls III., aber sprunghaft und ohne festes Programm. Im allgemeinen wurden die Stollen sofort wieder zugeschüttet, nachdem die vorgefundene Kunstwerke geborgen waren. Durch das Ungeschick der Arbeiter mag manches Fresko beim Abhören von der Wand beschädigt worden sein. Es kam auch öfters vor, dass ein und dasselbe Gebäude mehrmals freigelegt wurde. Es wurde, mit einem Wort gesagt, Raubbau getrieben. Man beschränkte sich darauf, möglichst reiche „Funde“ zu machen.

Durch dieses Raubbau-system ist sehr viel wertvolles Material vernichtet worden. Schon Windelmann führte in seinem berühmten Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen lebhafte Klage über die Torheiten der archäologischen Schatzgräber seiner Zeit. Die Ausgrabungen bedrohten schließlich die Häuser des Städtchens Resina, die gefährliche Risse zeigten und einzustürzen begannen, so dass die Arbeiten unterbrochen werden mussten und von 1765 gänzlich ruhten. Unter der Regierung Viktor Emanuels II. begann eine dritte Ausgrabungsperiode, die von 1869 bis 1875 dauerte und den Häusern neben dem Bico del Mare zugute kam.

Das Theater liegt mehr als zwanzig Meter tief vergraben. Noch heute bildet der lange, schmale Gang, den man 1750 in den felsartig harten Schutt hineingehauen hat, den

Zutritt zum Theater. Eine unheimlich dunkle Treppe von über hundert Stufen führt hinab in den feucht-lästigen Raum. Was hier an dieser einen Stelle allein zu Tage gefördert worden ist, erweckt Staunen: sechs überlebensgroße Bronzestatuen (eine Vestalin, Druus und seine Gemahlin Antonia, Marcus Calatorius, Lucius Mammius Maximus und ein weiblicher Torso), vier Marmorfiguren, unbekannte Persönlichkeiten darstellend, zwei Statuen des Herkules, eine Venus, Bruchstücke von ursprünglich sechs Reiterstatuen, vier Bronzegefäße und eine Fülle von Dekorationen in Marmor und Stein neben vielem anderen. Dieser Reichtum des Schmuckwerkes an einem einzigen öffentlichen Gebäude lädt von einer Durchforschung der Villen und Bürgerhäuser Bedeutendes erwarten.

Eine dieser Villen, die sogenannte Villa suburbana, erbrachte die Büsten des Seleukos Nikator, der Berenika, des Heraklit, des Pseudo-Seneca, den herrlichen Kopf des bärigen Dionysos, den Kopf eines Apollo, zwei Hermen des Soesterträgers und der Amazone des Polyklit, die sechs bronzenen Tänzerinnen, den ruhenden Merkur, die beiden Ringlämpier, die Brunnenfigur des trunkenen Silen, dazu eine Menge Marmorstatuen, den Aesculapius, Bildnisse griechischer Philosophen, Historiker und Feldherren und vieles andere mehr. Man nimmt an, daß diese Villa einst dem Lucius Calpurnius Piso, dem Schwiegervater Cäsars, Anhänger des Catilina und erbittertem Gegner Ciceros gehörte. Dieser römische Patrizier war ein vertrauter Freund des epikurischen Philosophen Philodemos, und unter den achthundert Papirusbänden, die seine Bibliothek bildeten, enthielt ein großer Teil, was wohl kaum als Zufall anzusehen ist. Werke gerade dieses Philosophen. Mit Hilfe eines besonderen Verfahrens sind diese verlorenen Papiere durch Archäologen und Philologen entziffert worden, aber, wenn ihr Inhalt auch nicht, wie man zuerst hoffte, uns die Kenntnis neuer, unbekannter Werke der Alten vermittelt hat, deren Verlust wir bellagen, so ist doch ein solcher Reichtum an Funden in einer einzigen Villa derart riesig, daß eine Fortführung der Arbeiten um so aussichtsvoller erscheint, als weite und wichtige Teile des Hauses und des Gartens bisher von der Ausgrabung noch gar nicht erfaßt worden sind. An dieser Stelle ist die Ausdrachtung auch verhältnismäßig einfach, weil keine Häuser darüber liegen. Eigenartig ist der Umstand, daß fast alles, was draußen gefunden wurde, umgestürzt und nicht mehr an Ort und Stelle war, indes drinnen der Hausrat und die Kunstwerke, wie auch die Bibliothek sich in verhältnismäßig guter Ordnung befanden. Viele Gegenstände waren in den Kellern verborgen, wahrscheinlich, weil die Villa gerade wiederhergestellt wurde, als das Verdorben über Herkulaneum hereinbrach. Wir wissen nicht, wer der Eigentümer im Augenblick der Zerstörung war, sicherlich war er aber ein Mann von Bildung und gutem Geschmack, weil er eine würdige und kostspielige Wiederherstellung in die Wege geleitet und die Bibliothek pfleglich behandelt hat. Besonders beachtenswert ist auch das Haus des Argus mit seiner kostbaren Ausstattung und seinem von Säulen und Pfeilern umgebenen Garten. Ein anderes Haus ist merkwürdig durch die darin noch in verschlossenen Vorraumsräumen aufgefundenen Lebensmittel. Außerdem hat man neben vielem anderen chirurgische Instrumente in dem Hause eines Wundarztes und den Läden eines Barbiers entdeckt, in dem alles, die Gerätschaften, die Wartebänke für die Kunden, die Badestube und sogar die Haarnadeln, sich merkwürdig gut erhalten haben. Menschliche Gebeine und Kostbarkeiten sind bis jetzt wenig gefunden worden, weil die große Schlammwelle sich so langsam den Berg hinabgewälzt hat, daß die Einwohner Zeit hatten, sich in den Hafen von Neapoli zu retten und ihre wertvollste Habe zu bergen. Der jüngere Plinius selbst erzählt, daß sein Oheim, während er, von wissenschaftlichem Forschungsdrang getrieben, den Berg hinaufstieg, um den Ausbruch besser studieren zu können, den Flüchtigen begegnete, die zur Küste eilten.

Die Wiederaufnahme der Ausgrabungen von Herculaneum war seit langem ein Wunsch nicht nur Italiens, sondern der ganzen gebildeten Welt. Schon einige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges hatten die Amerikaner der italienischen Regierung angeboten, auf eigene Kosten die seit 1876 unterbrochenen Arbeiten zu Ende zu führen; damals war es Corrado Ricci, der als Generaldirektor der schönen Künste dieses Anerbietens ablehnte, was ihm viele Vorwürfe, selbst in italienischen Zeitschriften eintrug. Nun hat er doch recht behalten, denn die Ausgrabung wird jetzt fortgesetzt mit italienischem Gelde und unter italienischer Leitung. Der Oberintendant der Kunstdenkmäler Campaniens, Professor Amedeo Maiuri, hat die Ausgrabungen da begonnen, wo sie 1876 endeten, an der Straße, die zum Hafen führt: dort können die Arbeiten gefördert werden,

ohne die Bevölkerung von Neapoli zu beunruhigen. Und wenn die Ergebnisse auch nur halbwegs den berechtigten Erwartungen entsprechen, so wird unsere Kenntnis von Herculaneum eine in ihren Auswirkungen ungeheure Erweiterung finden.

Die Sommerreise.

Von Frank Smetana.

Meine Frau, die Kinder und ich — wir haben beschlossen, dieses Jahr die Ferien an der See zu verbringen. Wegen der Luft, der Billigkeit und wegen der See natürlich wegen der See. Morgen soll die Reise losgehen.

Seit vierzehn Tagen sitzt eine Schneiderin bei uns, und meine Frau und die Schneiderin arbeiten, daß die Stube raucht. Kleider, Kleidchen, Hemdchen, Rödchen, Blümchen (oder Bluschen, wie sagt man für kleine Blusen?) werden genäht, umgearbeitet, geändert, vergrößert, verkleinert, ja nachdem. Damit meine Frau und meine Kinder etwas anziehen haben.

(Ich darf mich um meine Wäsche und Kleidung selbst kümmern.)

Meine Frau und die Kinder haben neue Hüte, Schuhe und Handschuhe gebraucht und bekommen. Meine Frau und meine Kinder haben auch neue, schöne, nicht sehr billige Mäntel bekommen.

(Ich darf mich um meine Mäntel und Schuhe selbst kümmern.)

Zu allen diesen Vorbereitungen, Anprobieren, Sitzen und Räumen wurde ich als oberste familiäre Autorität hinzugezogen. Des Geldes wegen, denn meine Frau ist der Ansicht, daß ich von all dem Kram nichts verstehe.

(Nur das Geldgeben verstehe ich.)

Seit drei Tagen werden sieben Koffer gepackt. Drei für meine Frau, zwei für meinen Jungen, zwei für mein Tochterlein.

(Für mich ist noch kein Koffer da. Ich darf mich selbst — —)

Wahrscheinlich wird meine Frau sechzehn Kleider, aber nicht die Bademäntel einpacken. Oder sie vergißt die Schuhe für den Jungen. Oder etwas vom Mädel, oder — — sie wird alles vergessen, nur sich selbst nicht und den Umstand, über den sie seit sieben Tagen schimpft, daß ich mich nicht im geringsten um die Abreise, die Besorgungen, das Kofferpacken kümmere. Dabei laufe ich seit vierzehn Tagen von früh bis abends in der Stadt herum, mache Einkäufe, Besorgungen — — Sie wissen ja schon

Das kann lieblich werden, wenn wir in Vinc die Koffer auspacken und die Schuhe fehlen oder die Zahnbürste oder die Brennschere oder — — ach, es ist nicht auszudenken.

Es ist jetzt neun Uhr abends, morgen früh ein halb sechs Uhr geht der Zug. Meine Frau heult. Sie weiß nicht, ob sie zwei seitene Untertaillen eingepackt hat oder nicht, und sie ist sich auch nicht ganz klar, ob sie den Koffer noch einmal auspacken soll oder nicht. Den Koffer? Die Koffer!

Ich bin ein schlechter Ehemann. Das bestätigt mir meine Frau jeden Morgen (und meine Schwiegermutter jeden Abend und jeden Mittag)!

Ich bin auch ein Rabenvater, weil ich mich nicht um die Koffer der Kinder kümmere. Daß ich noch eine kleine „Nebenbeschäftigung“ habe, das scheint in meiner Familie niemand zu wissen.

Froh macht's mich nur, daß nicht noch die Schwiegermutter mitreist.

Aber ich bin wirklich ein schlechter Mensch. Zu Ihnen, im Vertrauen, gesagt! Ich habe nämlich den Kollegen von einer Zeitung beauftragt, mit heute nacht ein Telegramm zu senden des Vorlautes: „Nicht verreisen, Sie müssen dringend auf vier Wochen nach Rumänien zur Berichtserstattung!“

Das Telegramm wird heute nacht kommen. Meine Frau wird zwar unglücklich sein, aber das macht nichts. Ich werde die ganze Familie morgen zur Bahn bringen, weinend vor Schmerz, huuu, und dann werde ich vier Wochen allein sein, vier Wochen lang ganz allein. Dann werde ich meine Ferien genießen dort, wo es meine Frau nicht acht. Zu Hause!

Kein Mensch wird glücklicher sein!